





NAJET ADOUANI

COLD WAR, HOT AUTUMN

*Kreuzberger Tagebuch 2022-2023*

Aus dem Englischen von Christa Schuenke

Herausgeber und Nachwort

Andreas Rumler

**sujet verlag**

CIP - Titelaufnahme in die Deutsche Nationalbibliothek

© der deutschen Ausgabe 2025 by Sujet Verlag

Najet Adouani  
Cold War, Hot Autumn  
*Kreuzberger Tagebuch 2022-2023*  
Aus dem Englischen von Christa Schuenke  
Herausgeber und Nachwort: Andreas Rumler

ISBN 978-3-96202-144-3

Umschlaggestaltung: Kai Kullen  
Layout: Trang Pagel  
Lektorat: Jutta & Andreas Rumler  
Druckvorstufe: Sujet Verlag, Bremen

Printed in Europe  
1. Auflage 2025

[www.sujetverlag.de](http://www.sujetverlag.de)

## Einführung

An meinem achten Geburtstag schenkte mir Pater Perot, unser Nachbar und ein Priester der katholischen Kirche von La Marsa, ein Notizheft - mein erstes Tagebuch. Von da an waren Tagebücher für mich so etwas wie eine frühe Joggingrunde. Jeden Morgen, ehe ich in die Schule ging, schrieb ich nieder, was am Tag zuvor bei mir und in meiner Umgebung passiert war. Das war damals einfach nur eine Schreibübung, wie Anaïs Nin es nannte. Mit fünfzehn hörte ich auf und konzentrierte mich ganz darauf, Schriftstellerin zu werden und mich kreativ in meinen Texten selbst zu verwirklichen. Themen, die teils meiner eigenen Fantasie entsprangen und teils auf Legenden basierten, griff ich auf, aber auch die mich umgebende Realität, doch später, als ich dann in Aden und danach in Nikosia lebte, fing ich erneut an, Tagebuch zu schreiben, und fuhr auch in Algerien und Bagdad damit fort.

Zwar habe ich bis heute die Neigung, manchen Realitäten auszuweichen und halte immer noch vieles in meinem Herzen verborgen, was ich in diesen Journalen, die den Zeitraum von September 2022 bis Februar 2023 umfassen, nicht preisgeben kann, und doch sind sie in meinen Augen mutiger und entsprechen mir und meinem Wesen mehr als alles andere, was ich bisher geschrieben habe. Ganz so, als hätte ich beim Schreiben in einen Vergrößerungsspiegel geschaut, wobei über

sich selbst zu schreiben nicht nur ein Stadium von Sein und gleichzeitigem Nicht-Sein ist, wie Virginia Woolf es einmal ausgedrückt hat. Für mich ist es ein Moment dazwischen, zwischen diesen beiden: Ich existiere, und gleichzeitig existiere ich nicht, bin eigentlich zwei Frauen: Die eine trägt eine Maske, und die andere versucht, sie sich herunterzureißen. Die eine sitzt am Grund des Brunnens und fügt sich in ihr Schicksal, die andere aber läuft einfach los, mitten hinein ins Labyrinth, auf der Suche nach einem Ausweg ins Licht, der sie zum Leben führen wird. Wie unordentlich es auch in meinem Tagebuch zugehen mag, wie sehr ich mich dort auch verzettele mit all meinen Gefühlen und Gedanken, meinen Albträumen und Wahnvorstellungen, so habe ich doch meine Umwelt, die Menschen darin, die Plätze, die Begebenheiten und die Sorgen, die die Leute umtreiben, genauso wenig vergessen wie die fernen Orte, an denen ich früher gelebt habe, wie ihre Bewohner, wie das, was ich dort erlebt habe und wie meine Erinnerungen, all das habe ich genauso wenig aus dem Blick verloren wie meine Nachbarn, die hier in Kreuzberg und jene dort in Tunesien, wie Russlands Krieg gegen die Ukraine und seine Konsequenzen für die Menschen in Berlin und überall auf der Welt, die Folgen von Corona, die Wirtschaftskrisen, die illegale Einwanderung und ihre nachteiligen Auswirkungen auf die Migranten und ihr Umfeld.

Natürlich musste ich mich in meinen täglichen Aufzeichnungen nicht an ein bestimmtes Thema halten, ich wollte ja spontan sein, ohne irgendwelche Beschränkungen und Normen inhaltlicher oder stilistischer Art. Für mich war das Tagebuch eine Möglichkeit, die engen Grenzen

der Vernunft zu überschreiten, speziell dort, wo autoritäre patriarchale Systeme den Menschen gefangen halten und ihm im Namen dieser oder jener Gebote sein eigenes Dasein rauben. Darüber hinaus waren diese Tagebücher eine Gelegenheit, mit mir selbst ins Reine zu kommen, und ein Spiegel, in dem ich mein ureigenes Wesen erkannte, das durch so vieles, was ich erlebt und durchlebt habe, bis zur Unkenntlichkeit verzerrt und entstellt war. Habe ich alles gesagt? Wohl kaum. Es gibt Ablagerungen, die schwer hervorzuholen sind, doch manches davon kommt in meinen Gedichten und Romanen zum Vorschein, wenn auch maskiert oder fiktionalisiert, um die Freiheit und die Offenheit der Leser nicht einzuschränken.

*Du selbst zu sein, in einer Welt die dich ständig anders haben will, ist die größte Errungenschaft.*

Ralph Waldo Emerson





*1. September 2022*

Auf dem Mariannenplatz ist es still, ich sitze auf einer Bank, der Himmel ist klar, nur ein paar milchige Wolken stehen da wie Schafe auf einer blauen Weide. Eine alte Frau kommt vorbei, ihr Hündchen rennt neben ihr her, den Blick fest auf ihre Handbewegungen geheftet. Ein Liebespaar sammelt lachend die ersten Herbstblätter auf, das Lachen der beiden erfüllt den Platz, aber mein plötzlich beschleunigter Herzschlag verdirbt mir die Freude an diesem schönen Bild. Mir ist schwindlig, ich spüre ein Kribbeln in meinen kalten Füßen. Ich fasse mir ans Herz, halte die Luft an und zähle meinen Puls. Vor ein paar Wochen war ich zu einer Herzkatheter-Untersuchung im Krankenhaus. Dieses Organ, auf das ich stets so stolz gewesen war, enttäuscht mich. Bisher habe ich mir immer, wenn mich mein erschöpfter Körper im Stich gelassen hat, gesagt - aber mein Herz schlägt quicklebendig in meinem kranken Körper. Doch inzwischen sieht die Sache anders aus, mein Herz hat auf das Ächzen des Körpers reagiert und hat sich gegen mich mit ihm verbündet, es will mir den Spaß verderben, meine Freude an diesem Herbst. Ohne irgendetwas geschrieben oder ein Wort gesagt zu haben, stecke ich mein Notizheft wieder in die Tasche.

Trocken und traurig ist dieser Herbst, die Wolken sind genauso steril wie meine Fantasie. Dabei war der Herbst für mich sonst immer eine Zeit der Inspiration, in der ich

meine schönsten Gedichte und Prosatexte schrieb. Jetzt ist das anders, die Herbstblätter sind gleichsam meine letzten Tage, die fallen, eines nach dem anderen, und die Wolken weinen. Ich habe den Mariannenplatz verlassen und gehe nun in Richtung Görlitzer Park. Auf der Straße herrscht ein heftiges Gewimmel, die Leute eilen hin und her, und an der Kreuzung lehnt ein Straßenmusikant an einem Baum und singt ein Chanson von Edith Piaf, *Les feuilles mortes - Autumn Leaves*. Ich setze mich ein Stückchen weiter auf eine Bank. Sein Gesang vertreibt meine trüben Gedanken und lässt mich auf den Schwingen eines leichten Windhauchs davonfliegen wie eine Feder irgendeines Vogels aus dem fernen Afrika, getragen vom Duft wilder Kräuter und Sehnsucht.

## 2. September 2022

Es klingelt an der Tür, und als ich öffne, ist es der Postbote, der mir ein Paket überreicht. Als er gegangen ist, mache ich es auf. Es enthält Bücher von meiner Freundin Susan aus Weimar, der ersten deutschen Stadt, die mich aufgenommen hatte und sich Mühe gab, meine Wunden zu heilen. Über elf Jahre sind vergangen seit jenem Tag, an dem ich ihr in die zärtlichen Arme gesunken war wie ein verletzter kleiner Vogel, der dem Rachen der Schlange entkommen ist.

Ich bin immer noch ganz durcheinander. Ich werde diese Angst nicht los, von der ich damals glaubte, ich müsse nur ihre Ursachen hinter mir lassen, dann werde sie sich schon legen; doch sie will einfach nicht verschwinden, sie

ist größer, als ich dachte, sie kauert in meinem Innern und lähmt mich bei jedem Schritt. Ich war frustriert und habe Monate gebraucht, um zu begreifen, dass man Angst nicht so leicht loswird, vor allem dann nicht, wenn sie tief in einen eindringt und sich festsetzt in den Knochen. Was ich auch versuchte, um sie zu überwinden, sie wurde von Tag zu Tag größer und verfolgt mich immer noch auf Schritt und Tritt.

Dabei ist jener traurige Tag damals in meiner Erinnerung nur ein Sturm, der mich entwurzelt und weit weggeschleudert hat. Jetzt bin ich hier, in meinem dicken wollenen Mantel, und zittere immer noch, mein zarter, durchgefrorener Körper will einfach nicht warm werden. Eine intensive Angst, eiskalt, durch nichts zu heilen, lässt mich erstarren vor den grausigen gesichtslosen Gespenstern, die mich bedrängen und mir mit ihren scharfen Krallen aufs Gesicht und auf den Körper zielen, ohne sich darum zu kümmern, dass ich schreie und dass meine Hände am Türknauf festgefrorenen sind. Es sind so viele, sie haben mehr Kraft in den Händen als ich, sie schaffen es, die Tür wieder zu öffnen und in meine Wohnung einzudringen, doch ich wehre ihre Hände ab, trotz meiner Schwäche, ich schreie weiter und stoße ihre Krallen weg, die sie nach meinem Gesicht ausstrecken.

Die Nachbarn stehen draußen vor den Türen und sehen sich den Horrorfilm mit an, und keiner kommt auf die Idee, mir zu helfen oder wenigstens die Polizei zu rufen. Aber ob die Polizei etwas unternehmen wird? Die hören nicht einmal richtig zu, als ich am nächsten Morgen aufs Revier komme. Die lachen mich bloß aus. „Solange in deiner Wohnung nichts gestohlen wurde, haben wir keine Handhabe“, sagen sie. „Hat dir jemand etwas getan? Du siehst doch ganz gesund und munter aus“, fügen sie hinzu, „wie sollen wir da irgendwen

beschuldigen, der angeblich gedroht hat, dich umzubringen? Wir nehmen deine Anzeige auf, und falls dir etwas zustößen sollte, kannst du gerne wiederkommen, dann verhaften wir den Übeltäter.“

Ja, die wollen mich tatsächlich erst tot sehen, ehe sie meinen Mörder suchen. So ist das in dem Land, aus dem ich komme. Die Lebenden werden nicht geschützt und die Verräter nicht zur Rechenschaft gezogen. Die Beamten dienen nicht dem Volk in meinem Land, sondern sie sind Spitzel, die sich unters Volk mischen, um ihm zu schaden, nicht, um es zu schützen. All das liegt viele Tage und Nächte zurück, und doch blute ich immer noch in meinen Texten. Die Tränen sind erstarrt in meinen Augen, die zu zwei Brocken aus opakem Glas geworden sind. Sie konnten nicht mehr richtig lesen oder sehen, meine Augen, auch nicht mit Brille. Seit über elf Jahren versuche ich vergebens, mich körperlich zu regenerieren und das, was noch von meinem Leben übrig ist, neu aufzubauen. Ich bin eingestürzt wie ein Hochhaus nach einem Erdbeben, und meine Trümmer fielen auf die Straßen eines fremden Landes.

### *3. September 2022*

Ich liebe es, morgens in Kreuzberg durch die leeren Straßen zu streifen. Der Himmel gleicht einem grauen Spiegel, der meine wirren Gedanken reflektiert, und unter meinen Füßen ist ein schöner Teppich aus rotem, gelbem, goldenem und braunem Laub. Der Herbst, so sagen manche, sei der Feind der Frauen, also wie kommt es dann, dass du ihn liebst? Mir ist er jedenfalls, entgegne ich mit einem Lächeln, die allerliebste Jahreszeit. Ich liebe jedes einzelne Detail an

ihm, die Farben, die hungrigen Vögel, die morgens immer zu mir auf den Balkon kommen, die verschämte Sonne, die sich hinter einem grauen Tuch versteckt. Er ist eine exzentrische Jahreszeit, die mit meinen Gedanken Streit anfängt und mit ihnen flirtet, sie auf die Flügel der Vögel küsst und nicht lockerlässt, bis sie irgendwann auf die Seiten meines Schreibhefts regnen. Sogar ihre Wolken sind anders als die der anderen Jahreszeiten, durchsichtig und milchig, und hinter ihren zarten Häuten kann ich die goldenen Strahlen der Sonne sehen. Der Herbst, das ist der weise Philosoph, er überquert das Meer des lauten heißen Sommers und verwandelt es in einen trägen alten Fluss, dessen Wasser das Leben ist und das tote Laub der Kontinuität und die Ewigkeit, in der Geschöpfe aus ihrer Asche neu geboren werden und wo die Bäume sich befreien von den Mühen der Schwangerschaft und des Gebärens und ihre toten Blätter dem Wind in den Rachen werfen, ohne sich ihrer Nacktheit zu schämen, ihrer Falten und der Verkümmern ihrer kahlen Äste. Im Herbst verwandelt sich Berlin in ein wunderbares Nest für Tauben und Spatzen, die auf den Stromleitungen schaukeln, die herunterkommen von den Decken der U-Bahnhöfe, die umherhüpfen zwischen den Tischen der Restaurants und auf die Balkone der Wohnhäuser fliegen.

Es ist neun Uhr früh, und aus den Wohnungen steigt mir Kaffeeduft in die Nase und mischt sich mit den Gerüchen der Straße, auf der ich gehe. Aus den Fenstern der Küchen und Schlafzimmer, deren Vorhänge sich geöffnet haben, um den Morgen zu begrüßen, dringt ganz verschiedene Musik, und auf den Balkonbrüstungen wiegt sich Efeu, und die Blumen in den Blumenkästen geben ihre Düfte

dem Wind mit auf den Weg. Es stimmt, im Herbst werden die Tage kürzer, und die blassgelben Blätter verlieren ihre Frische und fallen auf die Gehsteige und in die Gärten, aber das macht mir keine Angst, denn ich bin nicht so wie die Pessimisten, die Furcht vorm Fliegen haben. Weil ich nämlich ein Phönix bin, der mit seinen Flügeln durch die Flammen stößt und für die Vögel des künftigen Frühlings singt, die geboren werden aus der Asche ihrer Mütter und die sich Federn wachsen lassen und von neuem fliegen. Ich blickte auf und spürte, wie eine warme Nässe meine Augen füllt, als könnte ich am Himmel das Lächeln meiner Mutter sehen: „Gib mir mehr Flügel“, sprach ich leise, „und wirf mich in den Wind und in ein Land, das keine Grenzen hat!“

*4. September 2022*

Neulich ging ich im Volkspark Humboldthain spazieren, und da sah ich ihn. Ich wusste nicht, ob er echt war oder ein Gespenst, das jäh aus dem Bauch der Erde emporgesprossen war, um meine Einsamkeit ein wenig menschlicher zu machen, oder war er vielleicht nur der Schatten eines Berber-Olivenbaums, der mir gefolgt war, damals, als ich fortging? Oder war er mir vielleicht hierher vorausgegangen, heimlich versteckt im Koffer eines Gastarbeiters, der nach Deutschland gekommen war, um das im Zweiten Weltkrieg zerstörte Land wiederaufzubauen? Wie kann es sein, dass ich ihn nicht schon früher bemerkte? Er steht dort in dem Park, an einem Weg, den ich jeden Sonntag entlanggehe. Ich bin schon über zwölf Jahre hier und habe

immer noch nicht registriert, dass die Parks, in denen ich spazieren gehe, zu einer anderen Stadt gehören, nicht zur Stadt meiner Kindheit, die mich aus den Berliner Straßen ansieht, aus den Augen der Menschen hier, den importierten Flaschen mit tunesischem Olivenöl und Dosen mit Chilisauce in den Regalen des Kreuzberger Biomarkts. Mit weit ausgebreiteten Armen ging ich auf ihn zu, auf diesen einsamen Olivenbaum, als ob ich fliegen wollte, und flüsterte ganz leise: „Fühlt der Olivenbaum sich auch so fremd wie ich?“ Ich berührte seine taufrischen grünen Blätter.

Sie kamen mir genauso blass und staubgrau vor wie jener triste Tag damals, als ich wie gelähmt auf meinem Bett saß, inmitten meiner Sachen, meiner Bücher, meiner Manuskripte, und mit leerem Blick auf dieses Durcheinander starrte, während in meinen Ohren wirre Stimmen hallten: Wie kann ich fortgehen, kann mein Heim verlassen, meine Lieben, meinen Balkon? Wer wird den Rosenstock nun gießen, den ich liebe, wer füttert meine Schildkröte? Während ich so in Gedanken versunken war, kam meine Freundin Corin herein und sagte: „In einer Stunde geht dein Flug ... du kommst zu spät.“ Ich plapperte weiter vor mich hin, als hätte ich ihre Worte nicht gehört, und rührte mich nicht von der Stelle.

Schließlich, ganz verzweifelt, weil ihre Mahnung mich nicht in die Wirklichkeit zurückholte, griff sie sich eine Tasche, steckte ein paar der Dinge, die ringsherum auf dem Boden verstreut lagen, hinein und schleppte mich weg, ohne dass ich mich von meinen Kindern und meiner Mutter verabschieden, geschweige denn den Rosenstock noch ein letztes Mal gießen konnte. Dass ich für immer weg sein würde, dachte niemand. Die Jungs glaubten, ich wollte ein paar Tage

in Korbous Urlaub machen; sie machten ungerührt und ohne Argwohn weiter, was sie gerade taten. Sie waren ja gewohnt, dass ich mitunter einen kleinen Koffer packte und ein paar Tage oder Wochen wegfuhr, und konnten immer sicher sein, dass ich zurückkomme. Dass ich sie verlassen musste, um meine Freiheit zu retten, konnten sie noch nicht verstehen. Manche denken, es sei einfach, fortzugehen aus seinem Land und anderswo ein neues Leben anzufangen.

Ich spüre Stiche im Herzen, und meine heißen Tränen fallen auf die Blätter des Olivenbaums, der zu zittern scheint, als er mir zuhört. Aus dem Gedächtnis strömen viele Bilder. Ich erkenne keines davon, bis auf den alten Olivenbaum im Garten unseres Hauses, unter dem alle Hausbewohner so gern saßen, und das kleine Becken unterm Wasserhahn, in dem ich immer die papiernen Schiffchen schwimmen ließ, die meine Mutter für mich bastelte. Obwohl der Boden und das Wasser hier ganz anders sind als bei uns zu Hause, scheint dieser kleine Olivenbaum hier besser mit der neuen Situation zurechtzukommen als ich, oder vielleicht hat er das Warten aufgegeben und sein Schicksal akzeptiert. Was mich traurig stimmt, ist, dass er ganz allein steht, weit weg von allen anderen Bäumen, und dass sich jeder, der hier vorbeikommt, über seine Gegenwart wundern muss. Jahr um Jahr vergeht, und für die Menschen hier in diesem Land ist er einfach nur ein fremder Baum. Es ist egal, wer ihn gepflanzt hat. Wichtig ist nur, dass er hierbleibt als Symbol für so viele Identitäten, die zu verschwinden drohen.



## 5. September

Jedes Mal, wenn ich versuche, mich von dieser Anderen zu befreien, die in mir haust und die mich spaltet, scheitere ich. Als ich ihr Gesicht heute Morgen gleich einem herbstlichen Sonnenuntergang über meinem schweben sehe, beschließe ich, sie aus meinem Körper zu vertreiben. Ich strecke die Hand nach ihrem stirnrunzelnden Gesicht aus, das herrisch auf dem meinen thront, und fahre mit den Fingern über die tiefen Falten in meiner Stirn. Mir fällt wieder jener Satz ein, den die Ärztin sagte. „Sie müssen sich nicht vor den Straßenkrokodilen fürchten, die sind bestimmt auch nicht gefährlicher als jene anderen Krokodile, die in Ihrem Innern hausen ...“ Das sagte sie, weil sie mir helfen wollte, meine Angst vor den Menschen zu vergessen. Sie merkte gar nicht, dass ich plötzlich verstummte, was ich allerdings auch mit einem breiten Lächeln überspielte, um dann eine kleine Anekdote zum Besten zu geben, die nichts mit dem zu tun hatte, was sie mir sagen wollte.

Ich streckte die Hände aus und spreizte die Finger wie eine Hexe, die kleine Kinder mit ihren Zauberkraften bannen will, heftete den Blick auf die Lampe vor mir und stellte mir vor, sie sei ein Stern. Um meiner ausgedachten Geschichte Glaubwürdigkeit zu verleihen, machte ich alle Gesichter nach, die ich kannte, und sogar solche, die ich nicht kannte. Die Ärztin sah zu, wie ich die Finger bewegte, als würde ich die Gesichter nachzeichnen, an die ich mich erinnerte. Und als ich meine Geschichte beendet hatte, fragte sie: „Und was ist mit der Erde passiert?“ Ihre Frage verblüffte mich. Ich hatte ja nicht von der Erde gesprochen, vom Himmel, den Bomben oder den Flugzeugen. Ich war auf der Flucht vor den Geistern, die mich in einem dunklen

Raum bedrängten, und als es mir endlich gelang, das Fenster aufzumachen, konnte ich nicht springen, weil ich Angst bekam und mich wieder zurückfallen ließ in die Arme der Geister, die sich daran gewöhnt hatten, mit mir zu leben, und ich hatte mich auch daran gewöhnt, sie um mich zu haben, und konnte ihre Gesichter unterscheiden.

Die Ärztin klappt die dicke Akte zu, die sie vor sich hat, legt den Stift hin und sagt: „Die Therapiesitzung ist beendet, wir sehen uns nächsten Donnerstag wieder.“ Ich verlasse die Praxis, hinter mir ein höhnisch grinsendes Krokodil.

Zu Hause ziehe ich mich um und setze mich vor den Spiegel, um mich abzuschminken, und als alle Spuren verschwunden sind, treten die nackten Gesichtszüge hervor: Augen, hart geworden, wie zwei tiefe Brunnen, faltig die Stirn, die Wangen blass mit braunen Flecken. Ich fahre mir mit dem Finger über die trocknen Lippen und kratze mit den Fingernägeln die salzige Kruste ab, die auf den Tisch rieselt wie Krokodilschuppen. Ich bin angewidert, ich ekele mich. Dass ich nicht mehr hübsch bin, wusste ich, aber ich hätte nie gedacht, dass ich eines Tages derart hässlich und so widerwärtig aussehen könnte, und während ich dort sitze, öffnet sich der Spiegel, und bunte Krokodile und Frösche kommen daraus hervor und fallen über mich her. Ich ziehe mich an und laufe ungeschminkt über die Straße. Es kümmert mich nicht mehr, dass andere mich hässlich finden. Ich will es schaffen, dass ich meine neuen Eigenschaften akzeptieren kann, ohne traurig zu sein oder mir selbst weh zu tun.

## 6. September

Sechs Uhr morgens. Ein älteres Paar, jeder einen schwer mit altem Zeug beladenen Bollerwagen hinter sich herziehend, Zeug, das sie aus den Kreuzberger Müllcontainern gefischt haben. Die Frau trägt einen geflickten Mantel, kaputte Strümpfe und verblasste Plastikpantoffeln, der Mann eine verschossene Hose, ein zerschlissenes Jackett und alte Turnschuhe. Was mag die zwei wohl miteinander verbinden, in was für einer Beziehung stehen sie zueinander und warum sehen sie so verlottert aus? Sind sie allein, haben keine Kinder, oder können ihre Kinder sich nicht mehr um sie kümmern, weil sie eine eigene Familie gegründet haben oder wegen der Arbeit woanders hinziehen mussten?

Wer weiß. Ich hatte Kinder, habe sie großgezogen, habe sie auf die besten Schulen und Universitäten geschickt, und jetzt habe ich sie nicht mehr an meiner Seite. Ein Menschenleben birgt ja allerlei Geheimnisse. Gute und Schlechte. Es gibt glückliche und unglückliche Leute, es gibt Arme und Reiche. Einmal habe ich die Beiden reden hören, mit Akzent, ungarisch vielleicht oder rumänisch, ich bin mir nicht sicher. Vielleicht haben sie ihr Land verlassen, weil sie Geld verdienen wollen, vielleicht auch aus anderen Gründen. Viele Rumänen kommen nach Berlin, weil sie eine Zeitlang hier arbeiten wollen.

Wenn ich in den Biomarkt einkaufen gehe, sehe ich dort immer eine schwangere Frau mit einem Kind auf dem Schoß vor der Tür sitzen. Drei Jahre schwanger, auf dem Schoß ihren kleinen Sohn, so präsentiert sie ihren dicken Bauch den Leuten, die reingehen und rauskommen. Einmal habe ich sie

angesprochen, habe gefragt, ob sie denn kein Geld vom Sozialamt kriegt? Da hat sie bloß gelacht. „Ich bin nicht verheiratet“, hat sie gesagt, „Mir gibt kein Amt was, darum muss ich Betteln gehen.“ Was sollte ich dazu sagen? Für jemanden, der sich nicht schämt, scheint Betteln ein recht einträgliches Geschäft zu sein. Der Unterschied zwischen ihr und dem alten Paar, das den ganzen Tag straßauf, straßab läuft und Schrott aus den Müllcontainern fischt, die Sachen reinigt und wieder verkauft, ist der, dass diesen Beiden trotz ihres fortgeschrittenen Alters und ihrer Gebrechlichkeit ihre Menschenwürde am Herzen liegt, während dieser jungen Frau und anderen, die sich wie sie fürs Betteln entschieden haben, Müßiggang und leicht verdientes Geld wichtiger sind als ihre Selbstachtung und ihre Würde.

Ich gehe weiter, will zur U-Bahn, und die Gedanken wirbeln mir im Kopf herum. Hat der Mensch tatsächlich eine Wahl, frage ich mich, oder ist er ein Gefangener seines Schicksals? Bevor ich den bitteren Kelch der Enttäuschungen leeren musste und die Zeit mir einen Nackenschlag nach dem anderen verpasst hat, habe ich für das, was ich wollte, gekämpft. Ich habe gedacht, nichts ist unmöglich, wenn der Mensch nur will. Ich habe Pläne gemacht für mein Leben und mir alles so schön ausgemalt, doch nichts von dem, was ich wollte, ist wahr geworden. Heiraten und Kinder kriegen, das war nicht mein Traum, ich wollte mehr als das. Ich habe nicht nur für mich geträumt, sondern auch für die anderen um mich herum und für die weite Welt, obwohl ich sie noch gar nicht kannte. Trotz meiner zahlreichen Enttäuschungen und Niederlagen glaubte ich nicht an Schicksal und an Glück, sondern hörte auf zu träumen und lernte, mich so anzunehmen, wie ich war.

Wer eine Wahl trifft, muss auch in der Lage sein, dazu zu stehen. Heute habe ich nicht mehr die Kraft, die Last des Lebens zu tragen oder den Ort zu wechseln. Und selbst wenn: Wo sollte ich denn hingehen? Es ist doch überall dasselbe auf der Welt. Die Menschen haben ihre hehren Ideale aus den Augen verloren und sind pragmatisch, materialistisch, interessengeleitet. Kann ich irgendwo neu anfangen, wo ich mich nicht auskenne? Ich weiß es nicht, ehrlich gesagt, und ich habe nicht den Mut, ein solches Abenteuer zu riskieren. Ich bin nicht mehr die starke, schwungvolle junge Frau, die etwas wagt, um zu bekommen, was sie will. Heute bin ich ein Wrack, ich kann nicht einmal mehr meine eigene Wohnung putzen oder mir selbst mein Essen kochen.

Als ich auf dem U-Bahnhof ankomme, ist mir schwindlig, die Bahn fährt ab, die nächste ebenfalls und eine nach der anderen, und mir ist immer noch schwindlig. Ich habe vergessen, wohin ich will.

### *7. September*

Das Schreiben ist mir heilig und folgt bestimmten Ritualen, aber ich arbeite trotzdem zu allen möglichen Zeiten und an allen möglichen Orten. Viele meiner Texte verfasse ich in Cafés, in Parks oder in der Bahn, andere in der Küche oder im Bett, und nur ganz wenige, wenn ich mich in der Absicht zu schreiben an meinen Schreibtisch setze. Da ich an so verschiedenen Plätzen und zu so unterschiedlichen Zeiten schreibe, sind auch meine Schreibwerkzeuge ungewöhnlich. Wenn ich keinen Kugelschreiber zur Hand habe, benutze ich meinen Lippenstift oder meine Augenbrauenstifte, und wenn kein

Schreibpapier vorhanden ist, schreibe ich auf Küchenkrepp oder Toilettenpapier oder auch aufs Kopfkissen oder auf die Bettdecke. Wenn mich der Drang zu schreiben überkommt, ist mir jedes Material recht.

Die erste Niederschrift ist oft spontan und fließend, planlos, zwanglos, aber bevor die so entstandenen Texte veröffentlicht werden können, müssen sie erst einmal durch mein Labor gehen, wo sie sprachlich, handwerklich und stilistisch auf Herz und Nieren geprüft werden und wo auch das Korrekturlesen stattfindet. Und je tiefer der Dschungel, desto besonnener und wacher prüfe ich, lösche, streiche durch. Manchmal vernichte ich sogar einen ganzen Text, wenn ich das Gefühl habe, mich zu wiederholen oder den Erwartungen, die ich an mich selbst habe, nicht gerecht zu werden. Am meisten machen mir die Texte zu schaffen, in denen ich mein tiefstes Inneres offenbare, und so sehr ich diese Selbstzensur auch hasse, weil sie eigentlich nicht fair ist, so habe ich sie dennoch immer wieder ausgeübt bei Texten, die ich in Momenten von Glück und Reinheit schrieb, und die dann später, bei nochmaligem Lesen, verworfen und sogar vernichtet, weil ich sie im Nachhinein zu kühn und zu verwegen fand.

In der letzten Nacht habe ich ein Manuskript noch einmal gelesen, das ich 2021 schrieb, und mich dabei ertappt, wie ich unwillkürlich zurückgeschreckt bin; ich habe vier Seiten gelöscht, aber nicht, weil sie belanglos gewesen wären oder ich den Text straffen wollte, sondern weil ich plötzlich von Feigheit übermannt wurde und mich innerlich total verkrampfte. Beim Schreiben war ich ehrlich gewesen, nicht nur dem Text, sondern auch mir selbst gegenüber, da waren die Worte geflossen wie ein reiner Strom. Beim ersten Durchlesen achtete ich nur auf

grammatische Fehler, aber als ich meine Worte dann noch einmal las und redigieren wollte, war ich ganz überrascht, dass dieser kühne, rückhaltlose Text tatsächlich von mir war.

Ich bin weitestgehend atheistisch eingestellt, eine Haltung, die ich sozusagen mit der Muttermilch mitbekommen habe, mit den Werten, die meine Mutter mich gelehrt hat. Wobei meine Mutter natürlich nicht wissen konnte, dass mir der Zorn Gottes weit weniger Angst machte als dieses Gefühl von Tod, das sich überall breit machte, das durch alle Wände drang und allen Truhen entwich. Am Freitag versprühte meine Mutter immer duftende Essenzen im Haus, zog ihre guten Sachen an und gab Almosen. Wenn ich sie fragte, warum sie das tat, antwortete sie: „Wir müssen uns von unserer besten Seite zeigen, damit sich die Familie keine Sorgen machen muss. Die Toten lassen uns nicht aus den Augen, sie hören, was wir sagen, und wissen alles über uns.“

Solange meine Mutter lebte, habe ich sie nie belogen, und darum widerstrebt es mir, sie jetzt, da sie in ihrer eigenen Welt ist, zu belügen, denn jene Welt ist so ganz anders als die unsere, in der die Lüge und die Heuchelei regieren. Es fällt mir nicht schwer, nicht an Gott oder an das Jenseits zu glauben, doch meine Mutter zu verraten, der ich versprochen habe, auch wenn sie nicht mehr lebt, niemals etwas zu schreiben, das meinem eigenen Ruf und dem Ruf unserer Familie schadet, das fällt mir schwer. Sie war die Einzige, die wusste, was man mir angetan hatte, sie hat mit mir geweint und monatelang meine Depressionen und meine Albträume ertragen. Sie hat mich nachts ans Meer begleitet und manchmal auf die Straße. Wenn der Schmerz besonders schlimm war, hat sie mich auf

den Schoß genommen und mich mit ihrer sanften Stimme in den Schlaf gesungen. Sie war immer an meiner Seite, hat mich in den Arm genommen und mir mit ihren Tränen das Gesicht gekühlt.

Manchmal wünschte ich, ich hätte meine Texte lieber einem Freund geschickt, dem ich vertraue, als Selbstzensur zu üben und sie zu löschen. Aber damit hätte ich das Versprechen gebrochen, das ich meiner Mutter gegeben habe. Ich weiß nicht, was wichtiger ist, zu meinen Gedanken und meinen Texten, die mir lieb sind, zu stehen oder mein Versprechen zu halten. Ein guter Freund, dem ich eines meiner Manuskripte geschickt hatte, sagte einmal, ihm seien einige wirre Stellen aufgefallen, wo Gedanken nicht zu Ende ausgeführt waren, er habe den Eindruck, dass ich ein paar Seiten gelöscht habe, ohne die Anschlüsse anzupassen. Ja, es stimmt, ich hatte ein paar Seiten gestrichen, weil sie nach meiner Überzeugung ein Geheimnis offenbart hätten, das ich für mich behalten möchte, und weil ich es nicht über mich brachte, die Wahrheit zu verfälschen, habe ich hier und da einen Gedanken nicht zu Ende geführt, um einen Skandal zu vermeiden oder das, was meine Mutter dafür gehalten hätte.

Meine Kinder sehen es genau wie meine Mutter. Sie wollen auf keinen Fall, dass ich über mich selbst schreibe, vor allem dann, wenn das, was ich schreibe, ihnen missfallen könnte. Schließlich sind sie mittlerweile erwachsene Männer und leben in einer patriarchalen Gesellschaft, in der Frauen in überkommenen Traditionen gefangen sind und quasi einen Keuschheitsgürtel zu tragen haben. Wenn eine dagegen rebelliert, wird sie hingerichtet, nicht immer durch das Schwert, Steinigung oder Gift, wohl aber durch



Unterdrückung. Die Frau wird zum Opfer gemacht, indem man ihr mit Hass begegnet, ihr Schuldgefühle macht und ihr das Gefühl gibt, beschmutzt zu sein. Das reicht schon aus, damit sie sich in sich zurückzieht und ganz langsam stirbt.

Die Schuldgefühle, die ich hatte, wenn ich bestimmte Texte schrieb und wieder löschte, blockierten mich so sehr, dass ich gar nicht mehr schreiben konnte. Ich fühlte mich ganz leer, konnte keinen klaren Gedanken fassen und war außerstande, mich auf ein Thema, über das ich schreiben wollte, wirklich zu fokussieren. Darum habe ich überlegt davonzulaufen und Masken zu tragen, um mich sicher zu fühlen, zumindest äußerlich. Darum gab ich manchen Figuren in meinen Texten mein eigenes Gesicht und ließ sie meine Rolle übernehmen. Es ist mir peinlich, dass sie bisweilen mutiger als ich sind und die Wahrheit über die Erfahrungen aussprechen, die Frauen in unterentwickelten Gesellschaften machen müssen.

### *8. September*

Düsterer Himmel, Donnergrollen, zitternde Bäume, fallende Blätter. Keine Sterne und kein Mond. Es wird Herbst, ich laufe ziellos umher. Nicht einmal den Geist, der mich verfolgt hat, sehe ich jetzt mehr. Auf den Gehwegen suchen sich ein paar Vögel ihr Futter, andere sitzen im Geäst der Bäume und auf Dächern. Ich spüre das Gewicht meiner Füße und ein Kribbeln unter der linken Brust und setze mich auf eine Bank. Ein Stück weiter sitzt eine schwarz gekleidete Frau und liest Zeitung. Ich merke, wie der Schwindel und das Kribbeln sich in meinem Körper ausbreiten. Ich will aufstehen und falle im Gras auf

die Knie. Niemand interessiert sich dafür, was mit mir los ist. Ich bin benommen und schäme mich. Ich ziehe mich an der Rückenlehne der Bank hoch und stehe wieder auf.

Ich mache einen Schritt nach vorn und sehe den Tod, der neben mir geht, in der Hand eine geruchlose Rose aus Plastik. Auf einmal kommt ein Sturm auf und reißt der Frau, die nicht mehr schwarz gekleidet, sondern in ein weißes Tuch gehüllt ist und schrecklich hohle Augen hat, die Zeitung aus der Hand. Ich stolpere über einen Stein und falle beinah erneut hin. Ich hasse die Dunkelheit, warum schalten sie denn nicht endlich die Straßenbeleuchtung ein? Es ist sechs Uhr, worauf warten sie noch? So wie ich können doch Viele durch die Löcher dieser schwarzen Nacht fallen und sich die Beine brechen, oder es wird ihnen der Kopf abgeschlagen oder sie verlaufen sich und finden nicht mehr nach Hause. Ich bin müde und mir ist speiübel. Fast wäre ich mit einem Bäumchen zusammengestoßen, das mit dem Wind kämpft. Es duckt sich unter einer Böe und steht gleich wieder auf, als ob es mir ein Zauberkunststück vorführen oder eine Lektion erteilen möchte.

Einen Moment lang glaube ich, ich kann nicht weiter, komme nicht mehr bis nach Hause, muss mich einfach mitten auf die Straße setzen, müde und total kaputt. Ich lade meine Knie mit der Energie des Bäumchens auf, das dem Sturm trotzt, während ich am Boden hocke und kapituliert habe, kampfflos, ohne mein Leben zu verteidigen, von dem ich doch immer glaubte, dass ich es liebe. Ich stehe auf, klopfe mir den Staub vom Mantel und stampfe mit dem Fuß auf. Die Angst ist verflogen, fort das Gespenst des Todes, das mich jahrelang begleitet hat. Ich

bekomme die Schwinge des Windes zu fassen und fliege davon. Ich gehe auf eine neue Reise, mit aufgehelltem Sinn und mit gestärktem Geist. Es macht nichts, wenn der Körper krank ist. Hauptsache, die Seele zündet noch, denn sie erfüllt den Körper mit Wärme. Ich darf niemals verzweifeln und niemals sagen: „Es ist zu spät.“

### *9. September*

Als ich heute früh in einem Park nicht weit von meiner Wohnung spazieren ging, bekam ich ein hübsches Schauspiel zu sehen: Täuberiche tanzten für die Weibchen, sie führten kunstvolle Tänze auf, und die Weibchen schauten ihnen bei dem erstaunlichen Spektakel zu. Es ist Paarungszeit, bei den Vögeln und manchen anderen Tieren führen Männchen den Weibchen ihre Kunststücke vor, um von ihnen erhört zu werden. Vögel tanzen, Löwen, Stiere oder Leoparden kämpfen. Jede Art zeigt ihr eigenes Schauspiel, mit dem das Männchen hofft, das Herz des Weibchens zu berühren, damit sie ihn erwählen soll. Nicht so bei uns Menschen. Der Frau ist etwas anderes beschieden. Sie kocht, sich schmückt sich, sie zündet Kerzen an und öffnet Weinflaschen, sie tanzt und versprüht Düfte, damit der Mann, dem sie ihr Herz geschenkt hat, mit ihr zufrieden ist.

Das ist eine Form von Häresie, die aufgekommen ist, nachdem die Männer sich der Macht und Göttlichkeit der Frau bemächtigt und die Gesellschaft in eine patriarchale Tyrannei verwandelt haben. Und diese Verhältnisse, die heutige Männer gern von ihren Vorfahren geerbt haben und übernehmen, verderben die Liebe, zerstören aufrichtige Gefühle und nehmen

der Beziehung zwischen Frau und Mann die Gleichheit, denn sie stützen sich auf den traditionell überlieferten Glauben, dass die Frau den Mann mehr brauche als er sie, und das ist falsches, überholtes Denken. Wann werden die Frauen wohl aufhören zu glauben, dass sie die Schwächeren sind, diejenigen, die kochen, sich schmücken und tanzen müssen, damit die Männer mit ihnen zufrieden sind?

Die Natur irrt sich nicht, sie ist die einzig wahre Grundlage, das ist das Einzige, woran ich glaube. Sie ist das einzige Kriterium, sie ist der Glaube, meine Gottheit, ist die Erfahrung, ist das Sein und die Lehrerin, von der ich täglich Neues lerne. Für die Natur sind Frauen seit jeher Männern gleichgestellt, woher also dieser Trugschluss, diese Tatsachenverdrehung, warum wird Frauen eingeredet, sie seien das schwache Geschlecht und ohne Männer gar nicht lebensfähig? Dabei ist es in Wahrheit doch genau andersherum. Ein Haus, in dem es keine Frau gibt, ist ein Schweinestall, Chaos herrscht dort und überall liegt Dreck. Ich bin Mutter von drei Söhnen, ich weiß, wovon ich rede. Wenn der Mann ins Wohnzimmer kommt, zieht er seine Socken aus und wirft sie auf den Boden, setzt sich hin und denkt nicht dran, sie aufzuheben, geht duschen, hinterlässt ein dreckiges Bad, und dann zieht er sich an, macht sich sorgfältig zurecht und ist wieder weg, denn er hat noch eine Verabredung. Wenn er isst, lässt er das schmutzige Geschirr stehen, wenn er etwas trinkt, bleiben die leeren Flaschen zurück. Männer ohne Frau sind wie Ratten, und dass die Rattenmännchen für die Weibchen tanzen, habe ich ja noch nie gesehen; mag sein, sie haben andere Rituale, die ich nicht kenne, weil ich sie nicht mag und weil sie mir zuwider sind. Wenn ich eine sehe, kriege

ich einen Schreck und schreie, und wenn's auch mitten auf der Straße ist, das ist mir egal.

Die Männer - ach, was sind sie doch für arme Würstchen - denken, sie sind die Stärksten und die Wichtigsten, das macht sie krank, wenn sie allein sind, verlässt sie ihre Kraft und sie sind schwächer noch als eine Mücke. Schon früh am Morgen sehe ich sie, wie sie zerzaust und ungepflegt mit finsterner Miene auf den Parkbänken hocken, Bier trinken und Sehnsucht haben nach einem lieben Wort oder einem Flirt oder einfach nur danach, dass ihnen eine Frau einmal im Vorbeigehen einen Blick zuwirft. Männer, die Geld und Gesundheit verloren haben und denen sämtliche Insignien des Luxus und der Macht abhandengekommen sind.

Nie hatte ich Komplexe, weil ich eine Frau bin, ich habe mich bei der Natur bedankt, weil sie mich so gemacht hat wie ich bin. Und wenn ich liebe, liebe ich mit meinem ganzen Sein, ohne Komplexe, ohne Scham oder Tabus. Dann ist mir gleich, ob ich ein weibliches oder ein männliches Wesen bin. In einem solchen Augenblick ist mir nur eines wichtig: verliebt zu sein, zu spüren, dass der Mensch, der mir gegenüber sitzt, genauso fühlt und dass ich das in seinen Augen, seinem Handeln, seinen Gesten, seinen Ritualen sehe und in seinen Worten höre. Ich will der Liebe huldigen, auch wenn sie flüchtig ist, will auf dem Thron Platz nehmen, den er mir anbietet in seinem Herzen, auch wenn er weiß, ich glaube ihm nicht, bin ich trotz allem dankbar. Ich bin wie eine Taube, die zuschaut, wie der Täuferich vor ihr herumtanzt und sich produziert. Streng dich nur an, denkt sie, es wird schon werden.

Die Liebe stirbt nicht, sie verschwindet nur von einem Ort und taucht an einem anderen wieder auf, Routine ist ihr Tod, Erneuerung belebt sie wieder. Das heißt nicht, dass man seine

Liebsten wechseln muss, nein, beide Seiten müssen gegen die Routine angehen, ausbrechen aus dem alten Trott, ihr Nest und alles, was darin enthalten ist, neu gestalten, und vorher müssen sie ihr Inneres stärken und ihr Selbstvertrauen.

### *10. September*

Ich betrachte die neuen Flecke und Falten in meinem Gesicht, und dabei fällt mir der Spiegel aus der Hand und bekommt einen Sprung. Ich hebe ihn auf und sehe, dass die Rückseite noch heil ist, ich schaue hinein, und mein Gesicht sieht schön aus, ohne Falten oder dunkle Flecke und dergleichen, nichts, was ich gerade eben noch gesehen hatte, sogar die blauen Ringe um die Augen sind komplett verschwunden, glücklich lächle ich meinem neuen Antlitz zu, und mir ist gleich, ob es gefälscht ist oder echt. Was für ein Jammer, dass meine Angst vor dem Altwerden mich einem trüben Spiegel Glauben schenken lässt und dafür sorgt, dass ich lieber Lügen höre als die Wahrheit, die ich nur zu gut kenne, dass ich so werde wie die vielen schwachen, hoffnungslosen Leute, die sich an Illusionen klammern. Ich will nicht, dass man mir die Realität vor Augen führt, vor der ich flüchte, ich weigere mich, meinen neuen Körper zu akzeptieren, und hasse alles, was mich an ihn erinnert.

Wer weiß, vielleicht habe ich den Spiegel mit Absicht fallen lassen und mir dann eingeredet, er sei versehentlich heruntergefallen. Ich muss zugeben, dass ich die Sturheit meiner Vorfahren geerbt habe, die sie dazu trieb, immer weiter die gleichen Fehler zu begehen, ihre Opfer immer weiter zu unterdrücken und ihnen immer weiter Gewalt anzutun, ohne

Reue und ohne sich je zu entschuldigen, denn sie glaubten, sich zu entschuldigen und ihre Fehler einzugestehen, würde sie schwach erscheinen lassen, sie demütigen und ihnen ihre Würde nehmen, und dabei hätte doch ein Eingeständnis ihrer Fehler ihnen nur ihre Menschlichkeit zurückgegeben, die sie verloren haben.

Allerdings hat meine Sturheit nichts zu tun mit ihrer. Anfangs, in ihrer positiven Ausprägung, drängte sie mich vielmehr, zu brechen mit überkommenen Traditionen, in die sie mich einsperren wollten, damit ich mich ihrem Willen unterwerfe und zulasse, dass man mich meines Rechts auf Bildung und Leben beraubt, aber meine Beharrlichkeit hatte auch ihre destruktiven, grausamen Seiten. Es ist mir zwar gelungen, jenen Eigensinn, der bei meinen Vorfahren zu Irrtümern und zur Zerstörung führte, zur Waffe zu machen, mit der ich mich gegen Ungerechtigkeit und Gewalt gewehrt habe, und ich bin aus der Herde ausgebrochen, um meinen eigenen Weg in die Freiheit zu gehen und meine eigenen Ziele zu erreichen, aber im Grunde unterscheide ich mich nicht gar so sehr von meinen Vorfahren, denn auch ich habe meine Fehler nicht zugegeben, mich ihnen nicht gestellt und mich nicht rechtzeitig entschuldigt. Ich habe bis heute nicht daran gedacht, mich zu entschuldigen, vielleicht, weil es mir so zuwider ist, vielleicht auch, weil es nicht mehr funktioniert.

Wer tot ist, kommt nicht mehr zurück, und was zerbrochen ist, das kann man nicht mehr kitten. Entschuldigungen haben keinen Nutzen mehr, genauso wenig wie die Medikamente, die ich einnehme und die meine Schmerzen für kurze Zeit lindern. Doch sobald die Wirkung nachlässt, schreit mein Körper von neuem und spaltet meinen Rücken und mein Gehirn in zwei Flüsse,

zwischen denen mein Blut fließt, verseucht mit den Giften der Chemotherapie und der Herztabletten und all der vielen anderen Arzneien gegen meine Krankheiten, an die ich nicht denken und deren Namen ich nicht hören will. Ich will nicht erzählt bekommen, dass irgendwer dieselbe Krankheit hat wie ich oder sogar daran gestorben ist, denn ich weigere mich stur zu akzeptieren, dass ich nicht gesund bin und ignoriere meine Krankheit weiterhin. Für mich ist mein Körper eine Stute, mit der ich versuche gegen die Zeit zu galoppieren, ohne zu merken, dass er mich nicht dorthin zu bringen vermag, wo ich hinwill.

Sturheit ist leider ein pathologisches Verhalten, das sich nicht auf eine bestimmte Familie oder eine Stadt beschränkt, sondern sich auf ganze Länder, Völker und auch Staatenlenker ausdehnt, was dazu führt, dass sie hinter den Ländern der entwickelten Welt zurückbleiben. Fortschritt bedeutet weder Reichtum noch Armut, das beweist die Entwicklung mancher afrikanischen Länder auf den Gebieten Bildung, Wirtschaft, Landwirtschaft und Kommunikation. In einigen arabischen Ländern weigern sich die Menschen nach wie vor, miteinander zu diskutieren, abweichende Meinungen anzuhören und sich mit deren Vertretern an den Verhandlungstisch zu setzen, und das erstreckt sich auch auf die scheinbar sozialen Netzwerke, auf denen ich viele ignorante Menschen erlebe, die jeden, der nicht ihrer Meinung ist, bedrohen und mit den schlimmsten Beschimpfungen gleichsam steinigen. Auch ich bin wiederholt angegriffen worden, weil meine Positionen und Prinzipien auf realistischen, rationalen Überzeugungen beruhen und nicht auf blinden Gefühlen, die in leeren Köpfen herumwabern.



Und so werde ich mir weiter einreden, dass mein Weg der richtige ist, auch wenn ich dabei im Grunde vor vielen Tatsachen davonlaufe, vor allem vor der Tatsache, dass ich nicht in der Lage bin, normal zu arbeiten, weder in meiner Wohnung noch außerhalb, weil ich so starke Schmerzen habe und weil mein Körper immer gleich um Hilfe schreit, wenn ich versuche, mich stur durchzusetzen und ihm etwas Anstrengendes zuzumuten. Sogar das Schreiben ist inzwischen eine schwere Arbeit, von der mir der Nacken, der Rücken und die Füße wehtun. Werde ich wohl irgendwann einmal akzeptieren, dass das einfach vollendete Tatsachen sind, oder werde ich weiter arrogant und stur sein?

Ich werfe den Spiegel in den Müll und gehe in den nächsten Laden, um mir einen neuen zu kaufen, einen Vergrößerungsspiegel, der mir all meine Falten zeigt und meine vielen Flecke. Nicht nur die äußerlichen Unvollkommenheiten, die sind mir egal, sondern auch die anderen Narben, die ich bei Tageslicht nicht nur vor mir selbst, sondern auch vor Anderen verberge und die mich nachts in meiner Einsamkeit zum Weinen bringen. Von diesem Spiegel, der zwischen mir und meiner Umwelt steht mit seinen zwei verschiedenen Gesichtern, von denen eines ehrlich ist, das andere aber heuchelt, ja, davon kann ich mich befreien und kann mich auch losmachen von der Angst vorm Altern und davon, wie es sich auf meinen Körper auswirkt. Aber so sehr ich auch entschlossen bin, mich von der Vergangenheit zu lösen, von ihren guten und von ihren schlechten Seiten, so wenig bin ich sicher, ob ich mich auch befreien kann von diesen Narben, die auf dem Untergrund des Spiegels der Erinnerung sitzen, denn dieser Spiegel könnte meinetwegen gerne zwei Gesichter

haben, damit ich das Verhasste, das an meinen Schmerzen schuld ist, entzweischlagen und nur die andere Seite, die ich haben will, behalten könnte, die Seite, in der ich mich glücklich sehen kann.

### *11. September*

Ich war mit meinem Enkel Leon, den ich lange nicht gesehen hatte, im Berliner Zoo. Ich war glücklich, und der feine warme Regen, der auf meinen Mantel nieselte, verstärkte meine Euphorie noch. Ich hielt meinen Enkel an der Hand, doch als seine Mutter sich von uns verabschiedet hatte - „wir treffen uns heute Abend um sieben hier wieder“, hatte sie gesagt und auf ihr Auto gezeigt, das neben dem Eingang auf dem Gehsteig parkte -, hatte er den Arm weggezogen und sich mit dem Ärmel die Tränen abgewischt. Es ist nicht so leicht für eine Großmutter, einen kleinen Jungen zu trösten, den sie nur zwei, drei Male gesehen hat, seit er auf der Welt ist, doch ich wandte alle Freundlichkeiten an, die ich noch von meinen eigenen Kindern kannte. Wir stiegen in den Bus und fanden keinen Sitzplatz, und der Kleine weinte immer noch und rief nach seiner Mutter. Mir tat alles weh, doch ich riss mich zusammen und kramte in meinem Gedächtnis nach ein paar Geschichten, mit denen ich ihm eine Freude machen und sein Vertrauen gewinnen könnte, aber Leon weinte weiter, stieß meine Hand weg, versteckte sich hinter der Haltestange und wollte mir sein tränennasses Gesicht nicht zeigen. So kamen wir zum Bahnhof Kottbusser Tor und gingen weiter zur S-Bahn, um zum Zoologischen

Garten zu fahren. Ich gab mir immer noch Mühe, die Aufmerksamkeit meines Enkels zu gewinnen, tat mein Bestes, um ihn zu beruhigen und ignorierte seine Abwehr und sein Weinen.

In der S-Bahn war es besser, denn dort war Leon damit beschäftigt, die Leute zu beobachten, die um uns herum saßen oder standen, die sich bewegten und sich unterhielten; irgendwann hörte er auf zu weinen und blieb ganz still auf meinem Schoß sitzen. Als wir am Zoo ankamen, wollte die Kasse gerade schließen, aber ich konnte noch eine Eintrittskarte ergattern und wir gingen hinein. Und nun durfte ich erleben, wie eloquent mein Enkel war; er begrüßte die Empfangsdame am Haupttor in gutem Deutsch. Ich fragte Leon, welche Tiere er mag, und er antwortete sofort: „Der Affe ist mein Freund, den möchte ich besuchen.“ „Na gut, dann wollen wir ihn besuchen, aber lass‘ uns doch erst zu den Löwen gehen, die sind ganz in der Nähe“, sagte ich. Und dann stand er vor uns, der Löwe, und Leon schaute zu, wie er die Schulter von einem Kalb fraß. Wortlos stauend näherte er sich der Glaswand, Mund und Augen weit aufgerissen, dann kam er zu mir und bat mich, ihm eine Banane aus seiner kleinen Tasche zu geben. Ich gab ihm die Banane, er schälte sie, trat noch näher an die Glaswand und fing an zu essen, den Blick noch immer auf den Löwen gerichtet, der weiter an seiner Kalbsschulter nagte und sich nicht darum kümmerte, wer ihn dort hinter der Glaswand beobachtete, derweil seine Jungen auf einem Stein saßen, ihm zusahen und warteten, dass er ihnen etwas von der großen Schulter abgab, doch er fraß das ganze Fleisch und ließ nur einen Knochen übrig, dann schlenderte er gleichgültig zu seiner Höhle und verschwand darin.

Nun kam eines der Jungen herunter, ging dahin, wo der Vater eben noch gegessen hatte, und fing an, den Knochen abzulecken und versuchte, ihn zu zerbeißen, während seine Geschwister auf ihrem Stein sitzenblieben und ihm zuschauten. Als er den Knochen beinah aufgefressen hatte, gaben sie die Hoffnung auf, auch noch etwas abzubekommen, kamen hinuntergeklettert und verzogen sich in eine andere Höhle. Leon starrten immer noch wie gebannt zu dem Jungtier hinüber, und da hob ich auf einmal ab, flog über Meere und Berge und fand mich in La Marsa, in meinem Elternhaus wieder. In jenem Haus, in dem die Wüste und die Stadt mit all ihren Gegensätzen aufeinandertrafen. Obwohl mein Vater schon seit vielen Jahre nicht mehr in EL-Hamma lebte, blieb er seinen berberischen Beduinenwurzeln bis ans Ende seines Lebens verbunden und pflegte die Traditionen seiner Vorfahren, ihre Sprache und ihre Lebensweise.

Darum war unser Haus ein buntes Durcheinander von modernen und alten Möbeln, Webstühlen, Burnussen und traditionellen Teppichen. Und mitten in dieser Kakophonie stand ich und gab mir Mühe, mich zurechtzufinden. Ich stellte Fragen, ohne dass ich Antworten bekam. Ich streunte wie ein Hündchen zwischen den Farbtrögen meiner Großmutter und ihren an Schnüren hängenden, bunt eingefärbten Wollbündeln herum. Dieser gefräßige Löwe, der nichts für seine Jungen übrigließ, erinnerte mich an meinen Vater, wie er früher immer am Esstisch gesessen und einen großen Teller Couscous mit einer Lammschulter gegessen hatte. Auch mein Vater hatte immer das ganze Fleisch allein gegessen und mir und meinen Brüdern nur den Knochen übriggelassen. Wenn er fertig war, trug meine Mutter

den Teller in die Küche. Meine Brüder leckten die Knochen ab, schlugen sich die Bäuche voll mit Couscous und rannten dann nach draußen, spielten weiter und hatten keine Ahnung, was um sie herum geschah. Mich interessierte das nicht, ich mochte schon als kleines Kind kein Fleisch und ernährte mich von Ziegenmilch und Keksen, ich ekele mich bis heute, wenn ich rohes Fleisch im Metzgerladen hängen sehe.

Nach einer Weile gingen wir weiter zu den Affen und dann zu den Kaninchen. Und dann war mein Enkel müde vom vielen Herumlaufen und Spielen, ich sah, dass er genug hatte, und so verließen wir den Zoo, und als wir uns dann verabschieden mussten, winkte mir Leon noch einmal zu und sagte: „Auf Wiedersehen, bis nächstes Mal.“

## *12. September, elf Uhr vormittags.*

Wie lange wollt ihr noch schweigen? Warum sagt ihr nicht nein zu euren Unterdrückern? Warum sucht ihr nicht nach den Ursachen für eure Armut, eure Krankheit und eure Rückständigkeit? Ihr habt eure Würde und eure Existenz eingetauscht gegen Brot, getränkt mit Kränkung. Ihr habt euch nie gefragt, wer die Verantwortung trägt für das, was ihr jetzt habt. Sind es die ungerechten Herrschenden, oder seid ihr es selbst? Würdet ihr auch dann von einem Diktator regiert werden, wenn ihr für eure Rechte eingetreten wäret und bei klarem Verstand eure Stimme abgegeben hättet? Aber wie könnt ihr euch und eure Rechte verteidigen, wenn ihr nicht frei seid von den Mythen, die in euren Köpfen nisten und euer Selbstbewusstsein lähmen?

Es bekümmert mich, dass sich der Urmensch, auch wenn er seine Höhle verlassen hat, moderne Kleider trägt und solche Luxus-Werkzeuge wie Urbanisierung und KI nutzt, im Grunde kaum weiterentwickelt hat, außer, dass er statt Tieren Autos nimmt, statt Stöcken und Messer Panzer und Raketen. Doch von seiner Brutalität, seiner Selbstsucht und seinem blinden Drang, sich durchzusetzen, hat er dadurch nichts verloren, sondern er bedient sich jedes Mordwerkzeugs, um selbst am Leben zu bleiben und über die Erde zu herrschen, und steigt über die Leiber der Toten, der Armen und der Hungernden, immer weiter, vorwärts zu neuen Siegen.

Für ihn zählen einzig seine expansionistischen Impulse, die ihn zum Vampir gemacht haben. Manche vernünftige Gelehrte glaubten, dass sich der Mensch allein durch Wissenschaft weiterentwickeln, Primitivität und überkommenen Aberglauben ablegen könne, und haben vergessen, dass es doch die Liebe ist, die die Bestie zum Lamm macht, den Teufel zum Engel und den Verbrecher zum anständigen Menschen. Welchen Sinn hat es, Menschen in Roboter zu verwandeln, denen man mittels irgendwelcher wissenschaftlichen Theorien Knöpfe ins Hirn implantiert hat, damit sie nur noch auf schnellen Profit fokussiert sind und darauf, erfolgreich große Geschäfte zu machen auf Kosten der Mittelschichten, aus denen mit der Zeit durch gehäuft auftretende Krisen, Epidemien und Kriege die armen, an den Rand gedrängten Klassen werden, denen eine kleine Klasse von obszön reichen Leuten gegenübersteht?

Es ärgert mich, dass die Armen auf der Welt in Schweigen verharren, jene, denen Furcht im Nacken sitzt, dass sie obdachlos werden und ihren Lebensunterhalt verlieren, eine Angst, die heutzutage die tödlichste Waffe in der Hand eines jeden Unrechtsregimes ist, das sich vor den Träumen der

aufrechten Schriftsteller und Aktivisten fürchtet und diese Leute loszuwerden versucht, indem es sie umbringt oder zwingt, ins Exil zu gehen und im Ausland um Asyl zu bitten. Doch ich habe bereits einen hohen Preis gezahlt, darum habe ich vor nichts mehr Angst.

Hier, aus dem Exil heraus, sage ich euch, dass ich noch immer auf der Suche bin nach einem Mittel gegen euer Schweigen, das mich ärgert und bekümmert. Manchmal hasse ich euch, weil ihr mich so oft verletzt habt, und manchmal tut ihr mir leid. Aber trotz allem gehen wir getrennte Wege, denn ihr duckt euch weiterhin vor euren Henkern, während ich den Weg der Freiheit gehe, der Treue zu meinen eigenen Prinzipien und meinen eigenen Werten, die aus meinem eigenen Denken kommen, das allein mich lenkt und führt. Es stimmt, ich habe manche Niederlage erlitten und musste eine Menge leiden, doch das hat mich bestärkt in meiner Entschlossenheit weiterzumachen. Ich hasse es, abhängig zu sein, belogen und eingeeengt zu werden, und diese Welt ist nichts als ein Spinnennetz, das sich um den menschlichen Geist legen und ihn mit allen möglichen mutierten Viren infizieren kann, die ihn schwächen und seinen Verfall beschleunigen, um ihn dann zu ersetzen.

Niemand ist gefeit vor digitaler Spionage, und bald werden die KI-Labore euch ein Gehirn mit einer alternativen Superintelligenz erfinden, die euch die Masken von den Mündern reißen und euch überallhin schieben kann, egal, ob in die richtige Richtung oder in die falsche. Wichtig ist nur, dass ihr selbst denkt, und sei es auch mit digitalen Hirnen. Was mich betrifft, so hat mein Weg kein Ende. Wenn ihr mit mir gehen wollt, dann folgt den Spuren meines Blutes. Ihr findet mich überall, ich warte auf euch.

Heute Vormittag traf ich eine grundanständige Frau. Sie weinte, war traurig, weil sie von allen abgelehnt wurde, und dabei war ihre einzige Sünde, dass sie in einer Welt, die alle moralischen Prinzipien verloren hat, weil nur noch das Geld regiert und jeder seine eigenen Interessen durchsetzen will, die Wahrheit gesagt hat. Die Frau war verzweifelt, sie wollte mir nicht sagen, was passiert war, aber ich hatte es schon von jemandem anderen erfahren. Sie war entlassen worden, weil sie in den Bilanzen ihres Unternehmens einen Betrug entdeckt hatte. Fragen Sie mich bitte nicht, wo dieses Unternehmen ist, die Welt sieht heute überall gleich aus, und so ist es auch mit den Menschen.

Korruption verbreitet sich schneller als Corona, und wenn Corona irgendwann einmal vorbei ist, wird sich die Korruption noch weiter ausgebreitet haben, zumal die Lage sich jetzt, seit dem Überfall Russlands auf die Ukraine, stärker verschlimmert hat. Es tut mir leid, ich nenne weder Namen noch Adressen oder Orte, denn ich rede von einem globalen Verbrechen, das jeden Tag hier und überall auf der Welt geschieht. Die Opfer sind Legion, in ihrer Armut aber, ihrer Schwäche und in ihrer Angst vor jenen Mächten, die ihre Geschicke lenken, sind sie einander ähnlich. Verletzlich sind alle Geschöpfe, geboren in Gesellschaften, in denen man unterscheidet zwischen arm und reich und zwischen dem Sohn eines Mannes mit Prestige und dem Sohn eines Mannes aus der Unterschicht, der nichts anderes hat als seinen Namen und sein Handeln.

Ich habe in vielen Ländern gelebt und Menschen aller Schichten getroffen. Ich habe in Palästen gelebt und in einer bescheidenen, engen kleinen Wohnung. Ich habe als Journalistin gearbeitet, als Lehrerin und Übersetzerin, schon während



des Studiums habe ich freiberuflich für Zeitungen geschrieben, Schülern der oberen Klassen Nachhilfe gegeben, war Hostess bei Kulturfestivals und habe Kinder gehütet. Ich bin stolz darauf, dass ich weder auf der High-School noch auf dem College auch nur einen Cent von meinem Vater angenommen habe, obwohl er ein vermögender Mann ist und sein Geld für unnütze Dinge verschleudert hat. Dinge, die mich nicht interessierten, genauso wenig wie sein Geld, weil ich verstanden hatte, wie es zugeht auf der Welt, und weil ich arbeiten und allein mein Geld verdienen konnte.

Ich möchte nicht zurückkommen auf die Geschichte dieser Frau, die ich heute Morgen traf, weil es für mich nicht nur ihre Geschichte ist, sondern die Geschichte vieler Frauen und Männer, die unterdrückt sind und von ihrer Arbeitsstelle rausgeworfen werden wegen ihres Anstands, ihres Fleißes und ihrer Ernsthaftigkeit. Stattdessen möchte ich jene ansprechen, für die Verleumdung und Schmeichelei Waffen sind, um sich das Wohlgefallen ihrer Chefs zu sichern, die sie auf etwas Wichtiges aufmerksam machen, das die Vorgesetzten nicht gleich mitkriegen, aber sobald sie selber in die Grube fallen, die sie selbst gegraben haben, werden sie es merken. Der Dieb, der Zuträger, der Speichellecker, sie alle werden ein schlimmes Ende nehmen, Pech haben mit ihrer Taktik, und wenn sie fallen, wird sich keiner finden, der ihnen dann die Hand reicht, denn sie sind verhasst bei jedermann. Und weil ich nicht von hier und nicht von dort bin, bitte ich herzlich um Entschuldigung, dass ich mich aus Versehen in Ihre ganz privaten Angelegenheiten eingemischt habe.